

Dreschen in der Dorfmitte – was hat es damit auf sich?

Es könnte sein, dass jüngere Generationen gar nicht mehr wissen, wovon die Rede ist, wenn man von einem Dreschplatz in der Mitte des Ortes spricht. Daher lassen wir noch einige Erklärungen folgen. Man sieht daran auch, unter welchen Umständen sich die früheren Generationen (im wahrsten Sinne des Wortes) ihr Brot verdienen mussten. Denn das hatte ganz direkt mit dem Dreschen zu tun. Eine Erinnerung daran lohnt sich, auch als Vergleich zu dem, wie luxuriös die meisten von uns heute leben.

Die „sog. kleinen Leute“, von denen in dem Schreiben des Verkehrsvereins von 1953 die Rede ist, hatten zu der Zeit meist noch ein wenig Ackerland, um durch eigenen Anbau einen Teil der benötigten Lebensmittel selbst zu produzieren. Manchmal hatte man mit ein wenig Glück oder durch ein Erbe noch ein eigenes kleines Stück Land, manchmal wurde es gegen ein geringes Entgelt gepachtet.

Auf diesen kleinen Ackerstücken wurde dann Ackerfrüchte angebaut, in der Regel Kartoffeln, im Jahre darauf Getreide (damals meist Roggen) usw. im Wechsel. Der Roggen wurde dort nicht etwa mit einem Mähdrescher geerntet, in der Regel nicht einmal mit einer Mähmaschine, sondern mit der Sense – also durch die Männer der Familie. Es war nämlich wirklich Knochenarbeit in der Sommerhitze, daher machten es meist die Männer, manchmal auch nur ein Mann. Gemäht wurde möglichst sauber, so dass das Getreide in glatten Bahnen neben die Sense fiel. Der Rest der Familie (dann meist die Frauen, aber auch die Kinder) bündelte das Getreide, zog aus dem Bündel einige Halme heraus und umwickelte damit jedes einzelne Bund, damit es nicht wieder auseinanderfiel. Das waren dann die Getreidegarben.

Die einzelnen Garben wurden dann zu den sog. „Hocken“ schräg zusammengestellt, damit bei möglichem Regen das Wasser möglichst schnell wieder abfloss und sich keine Fäulnis bildete. In diesen Hocken erhielt das Getreide manchmal auch seine letzte Trocknung.

Dann musste aus der Umgebung ein Landwirt gefunden werden, der neben seiner eigenen Erntetätigkeit noch Zeit fand, gegen eine geringe Gebühr mit Traktor (oder auch Pferd) und Hänger zu kommen. Das Getreide wurde gemeinsam per Hand auf den Hänger gewuchtet und zur Dreschmaschine gefahren.

Die fahrbare Dreschmaschine stand beispielsweise auf einem Platz wie in dem Text beschrieben (also auf dem Hof eines Bauern) und fuhr danach auch auf andere Plätze, oder aber auch, wie im Nachbarort Pivitsheide, an einem festen

Ort. In Pivitsheide war es die Rethlager Mühle, an der die Dreschmaschine fest stand und vor der sich in den Erntezeiten manchmal eine Schlange von bis zu zehn Anhängern mit Traktoren (oder Pferden) staute, während die Besitzer darauf warteten, immer einen Platz vorrücken zu können. Oft wurde es beim Dreschen auch dunkel. Im Scheinwerferlicht wurde bis spät abends gedroschen, weil man nie wusste, wann es wieder regnete und damit die Ernte verdorben gewesen wäre.

Nach dem Dreschen wurde das leere Stroh gebündelt wieder auf den Hänger geladen, weil es dafür immer eine Verwendung gab, vor allem als Streu für das Vieh. Die Getreidekörner wurden in großen Säcken gesammelt und gewogen. Der Roggen wurde zum Bäcker geliefert, dort wurde daraus Brot gebacken. Für die gewogene Menge gab es in der Regel kein Bargeld, sondern Gutscheine. Beim Brotkauf konnten dann die Gutscheine beim Bäcker oder auch in einem anderen Lebensmittelladen eingelöst werden. In einigen Läden durfte man ein Brot auch nur mit Gutscheinen bezahlen, manchmal musste man einen Teil Bargeld und einen Teil Gutschein dazu geben. Für den Brotkauf waren also die Gutscheine so gut wie Bargeld. D. h. aber auch: Eine verdorbene Ernte, beispielsweise durch zu viel Nässe, war für die „sog. kleinen Leute“ immer auch eine finanzielle Katastrophe.

Es war Knochenarbeit, mit der man sich beim Brotkauf ein bisschen was dazu verdienen konnte. So ernährten sich um diese Zeit hunderttausende von Familien. Es ist bestimmt nicht oberlehrerhaft gemeint, sondern auch als Vergleich zur heutigen Situation ganz nützlich, auch für jüngere Generationen, sich frühere Zeiten hin und wieder vor Augen zu führen, um die eigene Situation richtig einschätzen zu können. Viele Beschwerden von heute relativieren sich dadurch.